

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(18. Fortsetzung.)

„Nun habe ich genug gehört. Ich will nichts von Einsprünge und Untersuchung wissen, nichts, gar nichts! Ich will nicht! Lassen Sie mich wenigstens in Ruhe sterben!“

„Halb ohnmächtig fiel sie in die Arme Germaine's und Frau Lancelot's, die beide verflummt waren, während Lepage, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben aus der Fassung gebracht, zurückwich.“

„Wohlgelächelt aber sah Gerbault, der sich aus Jartegewand in eine Ecke zurückgezogen hatte, den Doctor auf sich zukommen.“

„So probir' doch Du Dein Glück bei ihr! Dir wird es vielleicht gelingen, sie zu überreden!“

Mit dem alten, bitteren höhnischen Ausdruck hatte Lepage diese Worte hervorgegossen, während er seinen Freund, der keinen Widerstand zeigte, fastig vorwärts trieb.

„So wenig Erfolg Vincent sich auch von seinem Eingreifen versprach, so durfte doch kein Versuch unterlassen bleiben. Er setzte sich auf den Stuhl, den Estelle ihm anzuweisen pflegte, und sagte in seinem gewohnten, heiter scherzenden Tone:

„Sie wissen, Fräulein Estelle, daß ich schon manchen Tadel von Ihnen eingestekt habe und miß wohl jetzt erlauben kann, mich einmal zu verächtlichen. Ei, er, wer wird so unvernünftig sein!“

Der Klang seiner Stimme beruhigte sie sofort, und mit verächtlichmüßiger Gebuld hörte sie seinen, den alten Gegenstand behandelnden Worten zu, ohne sich indeß davon überzeugen zu lassen.

„Ich will keine Arzneien mehr und die selben noch weniger, als die von irgend einem andern,“ wiederholte sie, indem sie einen tiefen großen Blick nach dem am andern Ende des Zimmers zurückgebliebenen Lepage warf, zu dem sich eben Germaine gesellt hatte. Es schien, als ob die beiden große Hoffnungen auf Vincent's Einfluß setzten und ihn ungehörig handeln lassen wollten.“

Da Estelle die Stimme gedämpft hatte, sprach auch er unwillkürlich leiser:

„Vertrauen Sie es mir an: was hat Ihnen denn der arme Lepage getan, daß Sie ihn so schlecht behandeln?“

„Er ist Arzt,“ murrte Estelle schmelzend.

„Noch immer das alte Vorurtheil? Und was weiter?“

„Er ist so entsetzlich häßlich,“ antwortete sie lachend. „Nein, wirklich gar so häßlich.“

„Nun, ich werde ihn schön finden, wenn er Sie gesund gemacht hat.“

„Glauben Sie wirklich, daß er das könnte?“

„Ich bin davon fest überzeugt.“

„Estelle's Augen strahlten. Man hätte glauben können, ein glänzendes Zukunftsbild ersehe plötzlich vor ihrem Geiste, während Vincent in warmem Tone fortfuhr:

„Bedenken Sie doch, was ein Glück, wieder gesund zu sein, sich frei bewegen, die frische Luft einathmen und das Leben genießen zu können! Vor allem bedenken Sie, wie glücklich Sie Ihre arme Tante und besonders Ihre Schwester machen würden, die Sie so grenzenlos liebt, ebenso wie Ihre Freunde, die auch nicht vergessen sein wollen.“

bei seiner Ankunft so lebenswürdig begrüßt hatte, die ihn allein noch an dieses Haus fesselte, und mit deren Tode er Germaine vollends ganz verlieren müßte?

Eine tiefe Rührung ergriff ihn plötzlich, und da er nicht wußte, wie er sie sonst zum Ausdruck bringen sollte, führte er Estelle's zarte kleine Finger, die sie ihm willig überließ, an seine Lippen, indem er sagte:

„Gestatten Sie die alte Sitte, Frau Prinzessin von Lamballe.“

„Ohne den Muth zu haben, noch etwas hinzuzufügen, ohne die Freundinnen anzusehen, die beide erötheten, als gelten ihnen gemeinschaftlich diese Huldigungen, verließ er hastig das Zimmer. In der Vorhalle griff Lepage eilig zu Hut und Stod.“

„Ich habe noch einen Ausgang zu machen, warte nicht auf mich,“ sagte er dohneilend.

Vincent schenkte seinen Worten kaum Beachtung, war er doch selbst froh, allein zu sein, um die ihm bedingenden Gefühle weder verheimlichen, noch eingestehen zu müssen. Wie hätte Lepage ihn wegen seiner jugendlich-schwärmerischen Liebesgeschichte und deren alltäglichem Ende verpöthelt!

Erst im Casino und später im Offiziersklub wunderte er sich über dessen Ausbleiben. Als er dann an seine Wohnung kam und die Fenster erleuchtete sah, sagte er, dem Kopf schüttelnd, zu sich selbst: „Was ihm nur eingefallen ist, allein zu essen und nach Hause zu gehen?“

Vor dem Kamin im Salon stand Lepage über einen Gegenstand gebeugt, von dem er beim Geräusch der sich öffnenden Thüre erschrocken zurückfuhr. Er sah müde und verstimmt aus, und zum erstenmal mußte sich Vincent seinen Freunde gegenüber innerlich eingestehen, welche zerstörende Macht die Liebe selbst auf die älteste Freundschaft auszuüben vermag. Wenig nur hatte er sich während dieses kurzen Besuchs Germaine's um Lepage gekümmert, und auch an diesem letzten Abend fühlte er sich nicht dazu aufgeleitet, das Versäumte nachzuholen.

„Wo bist Du denn die ganze Zeit gewesen?“

„Ich mußte ja doch diesen alten Esel von Doctor aufsuchen.“

Lepage erhob sich und ging außerhalb des Lichtkreises der Lampe mit hastigen Schritten auf und ab.

„Dieses Kameel, dieser Tölpel, der sie behandelt!“ fuhr er in wachsender Erregung fort. „Ihm hat sie eine Untersuchung gestattet, und so konnte er mir wenigstens einige sachliche Aufklärung geben.“

„Und was sagte er?“ Vincent war etwas erstaunt über die andauernde Fürsorge seines Freundes.

„Nun, sie ist natürlich verloren, ich dachte es mir wohl.“

Bitter lachte Lepage auf, und laut aufstampfend ging er auf und ab, daß der Boden unter seinen Füßen erdröhte. Plötzlich blieb er vor Vincent stehen.

„Warum hast Du mich hierher gerufen, da Du und ich alle doch wußt, daß nichts mehr zu machen ist? Warum hast Du mich gezwungen, sie auch noch zu quälen... unnütz zu quälen?“

„Ich?“ rief Vincent, bestürzt über diese Fluth von Vorwürfen.

Wieder versiel Lepage in seinen heftigen Schritt, und unzusammenhängend klangen die Worte zu Vincent herüber.

„Ja, Du, Du! Und eine noch ganz andere Verantwortung hast Du auf Deinem Gewissen. Nicht wahr, sie besond sich nicht in diesem trostlosen Zustande, als Du kamst. So antworte doch! Diese nervöse Erregung, wovon Du sprachst, ist erst seit zwei bis drei Monaten vorhanden, und die hauptsächlich hat ihr den Rest gegeben. Lange hätte sie vielleicht auch ohne Dein Dagwärtentreten nicht mehr geliebt, aber wahrscheinlich wäre sie nicht so rasch und jedenfalls glücklicher gestorben.“

„Was willst Du damit sagen?“ Vincent zog seinen Freund zur Lampe und, erschrocken über sein verstörtes Aussehen, fielen ihm plötzlich jene bei überarbeiteten Menschen vorkommenden Fälle plötzlicher Geistesstörung ein.

Lepage aber fuhr, in seinen alten, langlamen, spöttischen Ton zurückfallend, fort: „Du hast natürlich von alledem nichts gemerkt, nicht wahr? Du müßtest Dich ja um Germaine bemühen und der Schönen mit den Blumenaugen den Hof machen! Was kümmerte Dich das übrige? Wie hättest Du da noch Sinn und Interesse für die arme Kleine haben können, die Dich liebt und an dieser Liebe dahinstirbt!“

Mißtrauisch, fast feindselig standen sie sich einen Augenblick gegenüber.

Da erblickte ein neuer Lichtpunkt das Dunkel, in dem ihre Freundschaft unterzugehen droht hatte. In Vincent war plötzlich ein Verständnis aufgegangen.

„Bernhard, mein armer Bernhard!“ Das häßliche, spöttische Gesicht des Doctors verzerrte sich schmerzlich und trug einen Ausdruck, wie Vincent ihn nur einmal an ihm gesehen hatte, am Todestage von Lepage's Mutter. Doch schon hatte er sich wieder in's Dunkel geflüchtet.

„Ja, ja,“ murrte er, „sie stirbt, sie verabscheut mich, und ich... ich liebe sie.“

Eine unheimliche Stille trat ein, aus der sich plötzlich wieder kalt und höhnisch die Stimme des Doctors erhob:

„Muß man nicht die Spitzfindigkeit und sozusagen unübertreffliche Vollkommenheit meines Unglücks bewundern? Noch niemals hatte ich wirklich geliebt; dies ist meine erste und folglich auch meine einzige Liebe. Und diese reinste, edelste, kraftvollste Empfindung, diese Blüthe des Lebens, an deren Duft sich so manche erfreuen, während andere sie freudlos entblättern: diese Liebe soll ich nun auf ein frisches Grab niederlegen? Und wem geschieht dieses Unglück? Einem Arzt und Philosophen. Vom ersten Tage an habe ich mein Leben ebenso genau erkannt, als das ibrige, und herausgefunden, daß wir beide unheilbar sind. Mir blieb folglich keinen Augenblick lang eine wohlthunende Täuschung; aber auch nur der geringste Trost. In mir hat die arme Kranke nichts anderes gesehen, als den Vorseher über ihren Peiniger; niemals wird sie andere Gefühle für mich hegen. Ebenso sehr wie sie Dich liebt, verabscheute sie mich. Und gerade Du, mein bester Freund, Du müßtest sie mir rauben... wie sie zu tödten. Wenn ich höre, wie sie ihre arme franke Brust durch Singen noch kränker macht, so weiß ich, daß sie es nur thut, weil ihr Herz schon gebrochen ist, und wenn sie mir nicht einmal erlaubt, wenigstens einen Feilversuch zu machen, so geschieht es nur, weil sie Deinetwegen nicht mehr am Leben hängt...“

„Nein, widersprich mir nicht. Verzichte, wenn ich in diesem Augenblick etwas wie Hoch gegen Dich erfülle, und verhalte vor allem nicht, mich zur Vernunft bringen zu wollen. Damit werde ich schon allein fertig. Nur ein bißchen Zeit brauche ich dazu. Wenn wir uns wiedersehen, wird sie todt sein, und ich bin dann wieder, diesmal aber allen Erstes — ein alter Mann. Ich werde Geld verdienen und Dir Moral predigen. Wir werden wieder wie früher zusammen lachen und scherzen, und niemals wird ihr Name auf unsere Lippen kommen. Heute Abend aber könnte ich das noch nicht, auch morgen nicht... Du müßt frühzeitig abmarschiren, es ist also besser, wir sagen uns schon heute Lebewohl. Gute Nacht, lieber Freund, gute Nacht!“

Schon war Lepage in seinem Zimmer verschwunden, und Vincent machte keinen Versuch, ihm zu folgen. In den Kummer eines Mannes mischt sich stets auch etwas wie Schamgefühl, und sein Schmerz bedarf vor allem der Einsamkeit. Aber auch Vincent Gerbault hatte mit einem neuen Kummer zu kämpfen, der fast Gewissensbissen gleich.

Langsam ging er an den Kamin, an denselben Platz, wo Lepage vorher noch gestanden hatte. Dort ruhte auf einer kleinen Sammtstafel in einem Christlichbräunten das Miniaturbildchen der Prinzessin von Lamballe. Eine Weile lang hielt er es in der Hand und betrachtete es traurig, als ob dieser süßliche Gegenstand plötzlich in einem Andenken geworden sei, das er, der Unwürdige, von nun an nicht mehr zu berühren das Recht habe...“

Am anderen Morgen um fünf Uhr, während Hauptmann Gerbault's schmutzige Compagnie sich unter Trommelwirbel und Trompetenklang vom Abmarsch rüstete, eilte Bernhard Lepage unter einer Schaar schlaftrager Reisender durch den Bahnhof und drückte sich in die Ecke eines Waggons mit der Aufschrift: Paris.

Als er den Wagen Abends sieben Uhr verließ, hatte er kein einziges Wort gesprochen, ja sich kaum gerührt.

Bei der Ankunft in Paris war es dunkel, und es regnete heftig. Ein fieberhaftes Gewimmel und Getriebe kerkte — der harte, unerbittliche Kampf um's Dasein. Und hier, fern von jener heiteren Sonne, die ihn fast wider Willen erwärmt hatte, fern von den süßlichen, zur Träumerei verführenden Geländen, erwachte auch Doctor Lepage's Aethinae am Leben wieder.

Die große Thorheit der Jugend — dort unten hatte er sie begangen, aber auch zurückgelassen. Nun war alles vorüber. Ob zum Glück oder Unglück, das mußte dahingestellt bleiben.

Er ging in seine Wohnung, sah die ihn auf seinem Schreibtisch erwartenden Briefschaften durch und packte dann als ordnungsliebender Mann seinen Koffer aus.

Der erste Gegenstand, der ihm in's Auge fiel, war etwas Unbekanntes, das er jedenfalls nicht an diesen Platz gelegt hatte: ein altes, lebrnes, mit verblähten Goldstreifen umrahmtes Schmuckstück.

Erstaunt öffnet er es. Vom abgeköpferten grünen Sammt hob sich der kleine Christlichbräunten ab, aus dem ihm ein reizendes Köpfchen entgegenlächelte... mit einem Lächeln, das, ach, so ganz dem Estelle's gleich!

Und hier vor seinem mit medizinischen Abhandlungen und Zeitungen überladenen Schreibtisch, in der leisen Umgebung eines Bedanten, fühlte sich Doctor Lepage, der erste, gewissenhafte Arzt und berühmte Operateur, der sich die fünfzig allzu früh auf den Rücken geladen hatte, von einem soch übermächtigen Schmerzgefühl übermannt, daß er jetzt die Thränen weinte, zu denen er sich mit zwanzig Jahren keine Zeit gegönnt hatte — die Thränen der Liebe, die für ihn bitter und hoffnungslos waren.

Auf der Höhebene von Lannenezan, im Angesicht der herzlichen, den Gesichtskreis begrenzenden Bergkette der Pyrenäen hatten die Soldaten, den Tornister auf dem Rücken und das Gewehr im Arm, jetzt schon zwanzig Tage lang ihren Felddiensthüben obliegen, in Schmutz und Nässe bivouacirt, sich Schnupfen und „Rasen“ von ihren Vorposten — geholt und dabei doch ihre gute Laune nicht verloren.

Nur der Hauptmann Gerbault blieb zum erstenmal in seinem Leben unempfindlich gegen die Reize eines solchen Kriegslebens im Frieden. Zu viele und zu rasch aufeinanderfolgende Gemüths-bewegungen hatten das heitere Gleichgewicht seiner Seele erschüttert. Estelle liebte ihn, Estelle opferte sich für ihn und für Germaine auf, und Germaine that das Gleiche für Estelle. Estelle's Liebe war also das geheimnißvolle, unbestehbare Hinderniß zwischen ihm und Germaine! Ebenso wie Lepage hatte auch Germaine diese Liebe ererthen, nur ihm in seiner blinden Selbstsucht war der erhabene, vor seinen Augen sich abspielende Kampf gegenseitiger Entäußerung entgangen! Bitterer Schmerz und nagende Reue quälten ihn bei diesem Gedanken, und daß hatte er Germaine niemals heißer geliebt, als jetzt, wo er sich ihrer so ganz unwerth vorfand.

Seine Gefühle für Estelle aber waren anderer Art. Tiefes, inniges, durch Selbstwürde verdärfertes Mitleid mischte sich in die herzliche brüderliche Zuneigung. Dazu gesellte sich der glühende Wunsch, sie zu trösten und ihr auf den Knien für ihre Aufopferung zu danken. Und doch war er ihr gegenüber zum Schweigen, ja zu ganzlichen Unthätigkeit verurtheilt. Ja, noch mehr: nach seiner Rückkehr sollte er weiter den Unwissenden spielen und sich selbst und den beiden Mädchen zur Qual das alte Leben wieder aufnehmen... wie war dies durchzuführen? Ihm graute vor der Zukunft, ja manchmal, wenn er des Nachts aus unruhigen Träumen erwachte, war es ihm, als stehe er erst im Anfang seines Unglücks.

Mittlerweile waren die militärischen Uebungen durch drei besonders anstrengende Manövertage beschlossen worden. Voror darauf der Rückmarsch nach Toulouse angetreten wurde, erhielten die Truppen eine Rast von vierundzwanzig Stunden, und einem großen Theil der Officiere, worunter auch Hauptmann Gerbault, wurde Urlaub bewilligt. Das Bedürfniß, sich wieder einmal von der Cultur beleben zu lassen, war sehr rege geworden, und so begaben sich die Herren nach den nächsten mit der Eisenbahn in einer Stunde erreichbaren Stadt Tarbes, wo zwei Infanterie- und zwei Artillerieregimenter in Garnison lagen. Bei denen jeder Einzelne sicher sein konnte, einige alte Kameraden zu finden.

Hauptmann Gerbault aber wollten die Kasernenstadt und das ausgelassene Leben in den Kaffeehäusern in seiner augenblicklichen Stimmung nicht recht behagen, und so entschloß er sich rasch, einen kleinen Ausflug in die Pyrenäen zu machen, die ihn, den Malerhohn, mit unüberstehlicher Macht in ihre wechselvolle Herrlichkeit lockten.

„Ich werde mir die Berge ein wenig in der Nähe ansehen,“ sagte er zu sich selbst und stieg am nächsten Morgen in den ersten nach Bagneres-les-Bains fahrenden Zug, während seine Kameraden nach dem Festpunkt im Officiercasino noch in den schickten Gassehbetten schmardten.

Im Laufe des Vormittags kam er in Bagneres an, von wo er am gleichen Abend gegen sechs Uhr wieder abfahren wollte, um rechtzeitig bei seinem Truppenheil einzutreffen. Von so kurzer Dauer dieser Aufenthalt in der schönen Natur auch war, so hoffte Vincent doch einen wohlthunenden Eindruck davon mitzunehmen. Als er dann bei hellem Sonnenschein in den kleinen Gebirgsstädtchen ausstieg, wo die hellen Atrienengärten frisch zum Sonntag's = Gottesdienste einluden, glaubte er bereits einen Theil seiner Last vom Herzen gewälzt zu haben.

Nach langer Berathung mit einem Miethskutler schlug dieser das vorsonnetthal als schönsten Ausflug vor, und bald fuhr Gerbault auf sonnenbeschienenen Straße längs des silberglänzenden Flühens Abour in die frische, grüne, von hohen Bergen umsaumte Frühlingsschönheit hinein.

Obwohl im Thale bereits Siegerin, hatte die Sonne die Höhen noch nicht unter: ihr Scepter gezwungen: die Gletscher trugen noch ihre Schutrone, und ein tüppler Wind wehte von den Bergen hernieder.

Eine entzückende Stunde verfloß. Da plötzlich, bei einer Strapazente veränderte sich das liebliche Bild. Die hart ansteigende Straße führte jetzt durch eine Schlucht, in deren Mitte der Fluß, in sein enges Bett ge-

drängt, laut schäumte und brauste. Langsam zur linken die Berge vorwärts, während die immer höher steigende Sonne glühende Strahlen hernieder sandte.

Man hatte soeben Lesponne, das letzte Dorf, hinter sich gelassen, und glaubte sich nun in eine ferne, weltverlorene Gegend versetzt. Im Schatten der Bergriesen war der Pflanzenwuchs nur spärlich, und zwischen erigigen kümmerlichen Anpflanzungen erhoben sich elende Hütten, auf deren Schwelle kein Geräusch des heran-nahenden Wagens einige verkrüppelte, mit Kröpfen behaftete menschliche Gestalten zum Vorschein kamen. Immer enger wurde die Schlucht, immer schmaler und halbbrecherischer der sich an eine schroffe Felswand klammernde Weg, auf dem unmöglich zwei Wagen einander hätten ausweichen können.

Nun wurde auch das Ende des Thales sichtbar. So weit das Auge reichte, thümteten sich Berggipfel von allen Formen und Höhen auf: schroffe Felswände, sanfte Matten, funtelnde Gletscher, schneebedeckte Gipfel, und auf diesem ganzen wildromantischen Wirrsal lag der Zauber des erhabenen Frühlings. Nichts hörte die erhabene Herrlichkeit der Natur, nichts trübte ihre heitere Ruhe, nichts verriet mehr das Dasein und damit auch die Qualen und Leiden menschlicher Wesen.

Endlich hielt der Kutscher, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Straße aufhörte.

„Ich werde die Pferde im Wirtshaus einstellen,“ sagte er zu seinem Fahrgast, während dieser ausstieg. „Der Herr wird nach dem Mittagessen doch wohl wieder zurückfahren wollen.“

Vincent ließ sich nach der in einer Vertiefung der Felswand verdeckten Herberge führen, deren Loos es war, alljährlich im Winter von einer Lawine fortgerissen zu werden. Die kurze Zeit bis zum Mittagessen bezeugte er dazu, einen reizenden, von Farnkräutern begrenzten Pfad entlang zu schlendern.

Sich über ihm auf den grünen Matten weideten Kühe und Schafe — ein Landschaftsbild so friedlich und still, daß der Officier allmählich ganz in dem Zauber der Gebirgswelt aufging. Als ihm endlich wieder der Gedanke kam, auf die Uhr zu sehen, bemerkte er zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß fast eine Viertelstunde fast eine ganze verflohen war. Rasch ging er zum Wirtshaus zurück, wo er nicht ohne Verdruß neben seinem Wogen einen zweiten, ebenfalls angepöthelt, stehen sah.

(Fortsetzung folgt.)

Waterloo.

Brüssel, 25. Juni. Die Ebene von Waterloo beginnt ihre Festtoilette anzulegen; vorläufig auf eigene Faust. Sie putzt sich wie ein Wertmann zur Sonntagsfeier. Alle die Geföhle, deren Namen ewigsteitklang erhalten haben, prangen mit fröhlichen Strahlen. Sie leben alle aus wie angejährt, linstliche Dorfmadge im weißgewaschenen Gewande des Ehrenjungferthums; und über den Thüren jämmerlicher Speisestuben steht mit schreiend neuen Lettern: „Hotel de l'Agile Français.“

Dieser Adler ist nunmehr Ereigniß geworden, nachdem man sich seit 1815 oftmals vergeblich bemüht hat, ein Monument für die französischen Kämpfer zu schaffen. Unter Ludwig Philipp wurde dafür gesammelt. Victor Hugo hat über den Mangel geklagt, im Jahre 1890 wurde wiederum gesammelt; immer gab es reichliche Spenden, aber — kein Denkmal. Endlich vor fünf Jahren hat die Pariser Gesellschaft „la Sabretache“ sich der Sache angenommen und sie zu gutem Ende geführt.

Das Monument steht an der Stelle, wo der letzte Akt des Schlachtdramas gespielt hat. Die Szenerie ist sehr einfach. In der Mitte läuft eine schuragrabe, gepflasterte Gasse, die anbeugend von den Grübern der Hannoveraner und des Oberleitnants Gordon gegen Charlevoix zieht. An der linken Seite das Gefeise einer kleinen Secundarbahn, zwischen dessen Schienen allerlei Unkraut und bunte Feldblumen wuchern, zur Freude einiger Hähne, die mit ihren Frau Gemahlinnen dort futterpendend lustwandeln. Darüber surren die Telegraphenbrähre ihr eintöniges Lied. Rechts säumt eine blühende Hecke den Weg, — der große Bauernhof, der gleich zu Beginn der Strafe reinlich-geputzt dahsteht, ist die berühmte Hala-Sainte — und neben der Hecke läuft ein sandbedeckter Fußpfad, auf dem ab und zu ein Radfahrer einherrollt. Zu beiden Seiten der Strafe leuchten im Sonnenbrand flache Wellen üppig gründer Saat, die meist den weiteren Ausblick hemmen. Die einzige stärkere Erhöhung ist der Tumulus des Löwendentmals, der sich fast schwarzgrün vom heißen, weißbläulichen Himmel abhebt. Ab und zu gibt es fetter Kühe, grasende Schafherden und andere Eingeborene: im Ganzen ein Bild butolisch = wohlgenährter Gemüthlichkeit.

Zwischen dem Gehöft von Belle-Alliance — man erreicht es nach vierstündiger Wanderung — und dem Hause des Führers Decoster beobachtete Napoleon einen großen Theil der Schlacht. Dort fielen auch in später Abendstunde die letzten Reste seiner Garde; auch das Karree, das Cambronne kommandirte, wurde, wenige

hundert Schritte weiter, zermalmt. Diesen Ort hat man für das Denkmal gewählt.

Die Strafe ist sehr sonnig, und die Gebäude sind in ihren weichen Raubenden furchbar philtroph. Auch das Haus des Decoster enttäuscht vollkommen, wenn man dort etwas von dem Rigel des Judas = Grauens erwartet. Man weiß, daß der Kaiser, im Begriff, seine Rückfahre zur Attace auf Mont-Saint-Jean vorzuschiden, im letzten Augenblick jenen Führer fragte, ob kein Hinderniß zwischen ihrer Sichtung und dem Feinde liege, als ahnte er den möderischen Hohlweg von D'Ohain, der alsbald die besten Reiter verflüchtigen sollte. Und der Bauer Decoster schüttelte vermeined das Haupt. „Wenn man das Haus seiner Erben sieht, möchte man glauben, er habe es nicht böswillig, sondern aus Dummheit gelban.“

Das Denkmal steht etwas schräg gegen die Strafenrichtung auf der rechten Seite. Der Historiker Henry Houssaye, der Autor des berühmten Wertes „1815“, schrieb über seinen Ursprung vor etwa vier Jahren folgendes: „Der Graf de Mauron, Gustave Larroumet (der inzwischen verstorbene Sekretär der Akademie) und ich hatten den Gedanken, den Franzosen, die am 18. Juni 1815 gefallen sind, ein bescheidenes Denkmal zu errichten. Wir haben ein Grundstück an der Kreuzung der Brüsseler Chaussee und des Weges nach Plauenoi gewählt. Wir haben dieses Grundstück der militärischen Gesellschaft „la Sabretache“ zur Verfügung gestellt. Gerome hat das Modell des verumdeten Adlers gemacht, das, in Bronze gegossen, das Denkmal krönen wird. Wir wollen nicht die Schlacht von Waterloo feiern, die eine Niederlage war; wir wollen nur die französischen Krieger ehren, die in diesem Gigantenkampf für das Vaterland gestorben sind.“ Diese Worte haben in Belgien ihr Echo gefunden und zur Bildung eines Comites geführt, das gemeinsam mit den Franzosen die Feier der Enthüllung leiten wird.

Man wird einen nicht sehr großen Grabstein enthüllen. Sein Material ist ein bläulicher Granit aus den nahen Brüchen von Soignies. Die Rückwand ist eine kumpfgegebeltete, obeliskartige Platte; davor ein flacher Felsblock mit dem Adler. Die Inschrift des Sodals lautet:

„Aux derniers combattants de la grande armee, 18 Juin 1815 La Sabretache 28 Juin 1904.“

Der Bronzeadler wurde von Jean-Leon Gerome zuerst in Stein gemeißelt und im Pariser Salon von 1902 ausgestellt.

Der eine der Fänge umfaßt die zerbrochene, von Angeln zerfetzte Kaiserkrone, auf der die Siegesnamen: Austerlitz, Jena, Friedland und Schmüß zu lesen sind. Der andere ist mit drohenden Krallen erhoben, um das Heiligthum bis zum letzten Augenblick zu schützen. Es liegt etwas unbeschreiblich Erregendes in der unbeholfenen Bewegung des sterbenden Thieres, das den einen Flügel mit zerbrochenem Gefieder erdrüdergebietend emporreckt, während der andere unbrauchbar und gelähmt am Boden liegt. Die Brust ist von Angeln getroffen, aber der stolze Kopf hebt sich wie in einem letzten mühenden Aufschrei empor und droht dem Feinde, während schon die Schauer der Vernichtung durch die erschlaffenden Glieder schleichen. Und wenn man dem stolzen Thier in das erlöschende Auge sieht, so leuchtet daraus die Todestreu der Tapferen, die unter dem Denkmal schlummern. Man meint, es klinge aus dem Boden empor ein webes, dumpfes Lied, das anschwelkend immer lauter tönt, bis es jubelnd ausstingt: „Dann sieh ich geöffnet hervor aus dem Grab, — Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!“

M. v. R.

Zur Aufklärung des Congo-Staates.

Die Congo-Regierung veröffentlicht einen von dem Vice-Gouverneur Felix Fuchs herrührenden ausführlichen Amtsbericht über die jetzige politische, wirtschaftliche und finanzielle Lage des mittelafrikanischen Staatswesens. Der Bericht ist als eine Antwort auf die englischen Anfragen aufzufassen. Denn er weist an der Hand der Ziffern nicht nur den gewaltigen Aufschwung des Congothaates, sondern auch die moralische Entwicklung seiner schwarzen Bevölkerung nach. Der gesammte congothaatische Handel erreicht dergelt einen Jahreswerth von über 100 Millionen Francs. Das Budget nähert sich 60 Millionen und bedarf keines Zusatzes mehr, weder von Seiten des Königs noch von Seiten Belgiens. Das congothaatische Heer besteht aus 30,000 Bewaffneten, die nach europäischen Grundfäden eingeschult sind und eine für afrikanische Verhältnisse geniale Treitmacht darstellen. Drei große Eisenbahnen sind fertiggestellt oder im Bau begriffen. Schließlich giebt der Bericht noch bekannt, daß gegenwärtig 1423 Europäer im Dienste des Congothaates stehen, darunter 898 Belgier, 197 Italiener, 89 Schweizer, 86 Scandinavier, 31 Deutsche und 16 Engländer.

Eine wirkliche Fleischnoth giebt es gar nicht, sondern bloß eine Noth an Geld, die Fleischpreise bezahlen zu können.